

„BERGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perasini. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung.)

Ein Auge ruhte forschend auf dem Baron. „Sollte Ihnen vielleicht bekannt sein, Herr Baron, daß der Kranke sich mit einem steten Thema beschäftigt, mit etwas, das ihn nicht verläßt, das die Heilung verzögert, wenn nicht vielleicht gänzlich unmöglich macht?“

Nach langer Pause erwiderte der Baron.

„Und wenn dem so wäre? Ich sehe nur den Fall —“

„Dann wäre vor allen Dingen das Augenmerk darauf zu richten, diesen wunden Punkt zu heilen. Ich bin gewiß, das ganze Befinden Ihres Herrn Sohnes hängt davon ab.“

Der Baron that einen schweren Athemzug.

Er fuhr mit den Fingern durch den grauen Bart und machte dann mit der Hand eine kurze, einladende Bewegung.

Die beiden Herren ließen sich nieder. „Ich will Ihnen sagen, an was mein Sohn denkt. Ich weiß es.“

In halb lautem, schmerzlich-bewegtem Ton berichtete der Baron dem schweigend-horchenden Rath von der Liebe seines

Sohnes zu der Komödiantin. Nachdem der alte Herr geendet, schwieg der Arzt noch immer.

Fragend schaute ihn der Baron an. Der Mediziner zuckte leicht die Schultern. „Der Fall ist sehr bedauerlich, Herr

Seele krank, kann selbst der beste Mediziner nicht helfen.“

Er hatte mit langsamer, fast bittend klingender Stimme gesprochen.

Der Baron erhob sich mit bleichem Antlitz.



Der Theater-Teufel. „Ich komme heim!“ sagte sie langsam.

Baron — aber, ich muß auch unter diesen Umständen bei meinem Ausspruch bleiben: Wenn es nicht gelingt, den Patienten von diesen quälenden, sogar aufreibenden Gedanken abzubringen, so stehe ich für nichts. Meine Kunst ist hier ohnmächtig. Wo die

Sicherheit geben, daß Ihr Sohn leben wird.“

Baron Trautewau nickte schmerzlich. „Will's Gott! Ich habe jetzt viele Hoffnung aufgegeben, viel Schmerz auf mich genommen, aber Alles wiegt nicht so

„Der Mörder meines Sohnes will ich nicht sein!“ Mit großer Anstrengung sprach er die Worte: „Alles muß in den Hintergrund treten, bei dem Gedanken, daß da innen mein Einziger, Letzter mit dem Tode ringt und es in meiner Hand liegt, ihm das Leben zu geben.“

Erstaunt blickte der Rath empor.

Leise, stockend, das Haupt gesenkt, sprach Baron Agel.

Sie erwähnten gestern, daß mein Sohn einer Pflegerin bedürfe und nannten mir den Mariannen-

Orden in der Residenz. Ich bin damit einverstanden, aber ich weiß dort eine andere Pflegerin und Morgen in aller Frühe will ich kurz selbst befragen, ob er diese wünscht.“

„Herr Baron,“ rief der Rath, lauter als dienlich, „nun kann ich Ihnen die

schwer, als wenn sie mir Einen dort in die Gruft betteten, noch eh ich selbst mich zur Ruhe lege."

Mit unsicheren Schritten ging er der Thür zu. Der Rath wollte ihm den Arm anbieten.

Lächelnd lehnte Baron Ugel ab.

"Es geht schon; ich bin nur etwas angegriffen und möchte für jetzt allein sein. Morgen sprechen wir mehr darüber, Herr Rath."

Damit ging er. —

Ein sonniger, goldiger Morgen war es zu Sommers Beginn, als der Vater in das Krankenzimmer seines Sohnes trat und sich tiefbewegt am Bett niederließ.

Matt lag das Antlitz des Kranken in den Kissen, fast so bleich und farblos wie diese.

In rührender Sorgfalt plauderte der alte Herr von allem Erdenklichen und ging dann langsam auf den Zweck seines Kommens über.

Der Kranke wurde unruhig.

Da nahm der Vater die Hand des Sohnes fest in die seine und streifte darüber, wie in vergangenen Zeiten.

"Du sollst ruhig sein, Kurt! Verspricht Du mir das?"

"Ja, Vater."

Seine Augen aber leuchteten.

"Ich weiß um Deine Gedanken und kenne Deine längstgehegten Wünsche."

"Vater —!"

"Ich gab den Kampf auf — Du sollst leben, mir und unserem Haus. Was könnte ich alter Greis auch noch ertropfen? Merkst Du nun, was ich will?"

"Julianne —!" stammelte Kurt.

Er wollte sich aufrichten, ein kurzer Laut entschlüpfte seiner Kehle.

Der Vater legte ihm die Hand auf die Stirn. Dies gab ihm Ruhe und Frieden.

Nur sein Mund lächelte und die Augen schimmerten feucht; er fühlte sich in dieser Minute über alle Maßen glücklich.

Die Thräne galt dem Vater, der für das Wohl seines Sohnes seine alten eingewurzelten Rechte, seine Gedanken und Anschauungen wechselte.

"Nenne mir ihren Aufenthalt."

"Dort liegen ihre Briefe."

"Sie wird Dich, wie ich hoffe, pflegen mit aller Liebe und Sorgfalt."

"Auch Du wirst sie lieb gewinnen, Vater."

Der Baron nickte langsam; er nahm die Briefe und wendete sich noch einmal dem Sohn zu.

"Noch wenige Stunden, Kurt, dann ist all' Dein Hoffen erfüllt. Werde mir nur wieder gesund, dann mag ich leichter vergessen."

Als er gegangen war, legte Kurt die Hände übereinander.

Ein Schimmer von Glück ruhte auf seinem Gesicht und die Lippen murmelten ein kurzes, leises Gebet.

Er richtete das Auge durch das Fenster zu dem ungetrübten, blauen Himmel.

Die Sonne warf ihr Gold über den Park.

Im sanften Winde wiegten sich die Blüten; einzelne Blättchen waren bereits abgefallen und flatterten wie kleine Falter zur Erde. Unter den Baumwipfeln sang ein Fink sein Lieb.

"Julianne," flüsterte Kurt; "die ganze Welt blüht uns jetzt."

XXI.

Hans Andorf hatte wirklich eine kleine Erbschaft gemacht. Eine alte Tante, die er längst im Trübel seiner Wanderzüge vergessen hatte, dachte vor dem Sterben noch zufällig einmal an ihren Nefen, der vor Jahren das elterliche Haus verlassen hatte, um mit den Komödianten weiterzuziehen.

Kummer und Schande hatte er dadurch über seine alten Eltern gebracht.

Zur ganzen Städtchen zischelte man sich in die Ohren, wenn die braven Leute sich zeigten: "Das sind Holzmann's, deren Sohn ein Gaukler, ein Vagabund geworden ist!"

Hans Andorf hatte seinen väterlichen Namen abgelegt und sich einen anderen beigelegt, wie dies an der Bühne so häufig geschieht.

Unter diesen angenommenen Namen finden sich gar verschiedene Charaktere und Titel.

So ein Sohn oder die Tochter, die es ehrlich mit der Kunst meinen, aber ihren braven Eltern die — Schande ersparen wollen, neben dem Dämchen, das sich nicht gerne an den ehemaligen Namen erinnern läßt und eben nur 'spielt', um eine Beschäftigung aufweisen zu können.

Aber auch durchgefallene Studenten und Apotheker finden sich, dann Jünglinge und Töchter denen eine regelrechte bürgerliche Arbeit nicht zusagte, die sich für besser hielten. Junge Damen aus den besten Ständen, die einem Ideal nachjagten, das selten eine erreichte und sich meist als Truggespenst entpuppt, wenn Ehre und Heimath verloren sind.

Alles ist bei der Bühne vertreten und wenig eigentlich Glückliche sind darunter; Frauen, die dem Gatten, sogar der Familie entflohen sind, neben Männern, die auf den ersten Stufen zu einem segensreichen, bürgerlichen Leben standen. Und der größte Theil leidet Schiffbruch, langsamen, allmätigen Schiffbruch.

Nur Wenige erreichen durch Glücks-Zufälle, Protektionen ihr Ideal — oder doch eine auskömmliche Stellung. Die Uebrigen verfallen dem Theaterteufel, der Spielsucht.

Man wägt die ausgeheilten Rollen mit der Hand und sei es auch nur auf elender Dorfbühne, es entsteht der glühendste Haß gegen dasjenige, das eine bessere Rolle 'wegspielt'.

Vielleicht hatte Andorf's alte Tante an dergleichen gedacht in ihren letzten Stunden, daß das Publikum, welches der Bühne mehr oder weniger fern steht, solch' zweifelhafte Naturen nie recht begreifen kann.

Der Komödiant selbst nennt sich ja^a noch immer 'Künstler', wenn ihm auch das Glend die ganzen Schuhe in Fetzen von den Füßen riß und ihn zwingt, beim Saison-Wechsel durch die Hintertüren seiner Quartiere zu entweichen; 'Künstler' bleibt er doch immer!

Andorf's Eltern waren längst gestorben.

Mit großer Mühe fand der mit der Testaments-Vollstreckung der Tante beauftragte Rechtsanwalt den Aufenthaltsort des Wandervogels, der mit Lachen die Summe in Empfang nahm.

Es war nicht viel, aber dem Komödianten kam es wie vom Himmel geschneit.

Die Truppe Jeremias Schmidt's hatte in lecher Zeit sehr schlechte Geschäfte gemacht.

Den Direktor selbst hatte jede Energie verlassen.

Seit Julianne fort war, ging nichts mehr vor sich. Er wünschte sich nur Ruhe, Grabesruhe.

Endlich that ihm der Himmel auch den Gefallen; er sank auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob.

Bei der Gesellschaft war Alles meist noch wie vordem. Madame Herbst mit ihren beiden Blüten klagte über die schlechte Männerwelt, der Intriguant warf seine langen Arme umher und 'Graf Leicester' malte seine Wirtshinnen in Del.

An Stelle Juliannen's waren mehrere Schauspielerinnen hintereinander engagirt worden.

Bei diesen schlechten Geschäften blieb jedoch keine.

Jeremias, der Unglücksmensch, war gestorben, einsam und allein, ohne ein letztes Trostwort, ohne liebende Hand, die sich auf seine feuchte Stirn legte.

Sie hatten unten eine Vorstellung angezettelt, aber es war kein Publikum gekommen.

Währenddem war Jeremias hinübergegangen; die Komödie seines Lebens war zu Ende.

Groß war der Jammer der Gesellschaft. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich so recht das leicht bewegte Herz der Komödianten.

Nur wenige Worte sprach der Geistliche und der Todengräber wartete mißmuthig auf den Schluß.

Zurückgelassen hatte Jeremias nichts, wie die Dekorationen seiner Bühne, einige Kostüme, Lanzen und Schwerter, dazu mehrere gelbe Ritterstiefelschäfte aus Leinwand.

Dies blieb wohl Eigenthum der Gesellschaft, aber damit war wenig geholfen.

In diese traurige, rathlose Zeit fiel die Erbschaft Hans Andorf's.

Alle scharrten sich um ihn. Er und kein Anderer mußte die Direktion weiter führen, denn er besaß ja die Mittel, um Vorschüsse zu geben.

Und Alle gingen ihn auch sofort darum an.

Er ordnete an, daß eingepackt wurde in dem Marktflecken blieb er nicht.

Zwei Tage später wollte er weiter gehen. Wohin, wußte man noch nicht, da aber Hans Andorf sich sogleich auf den Weg machte mit der Weisung, ihn bis zu dem zweiten Tag zu erwarten, so vermuthete man, er suche sich einen passenden Ort.

Wohin sich Hans Andorf nun begab, wissen wir.

Ein eigener Geist war über ihn gekommen. Jetzt war er Direktor!

In wildestem Chaos kreuzten sich seine Gedanken und Entschlüsse.

Warum er nur immer an Julianne denken mußte! Sie könnte jetzt sein Weib werden. Aber der Andere, dem sie folgte?

Schon hatte Andorf seine Selbstachtung verloren, es war ihm einerlei, wenn ihm nur Julianne den Willen that und mitging. Sie mußte ja die Unhaltbarkeit ihrer jetzigen Stellung einsehen.

Und Hans Andorf dachte dabei an Mord und Todtschlag. Er mußte Julianne erringen.

Ein Zufall fügte es, daß Hans Andorf auf dem Weg nach dem Schloß Trautenau, wo er allein den Aufenthalt Juliannes erforschen konnte, hinter sich den Reiter bemerkte, den er sogleich erkannte.

Und dann folgte die Kathastroph. Er fühlte keine Reue.

Zornig, daß es ihm wieder unmöglich gemacht ward, Julianne zu sprechen, trat er den Heimweg an.

Es stand fest bei ihm, daß Kurt von Trautenau todt war und er wollte jetzt warten, bis die verlassene Geliebte reumüthig zurückkam.

Wohin sollte sie auch sonst?!

In Hans Andorf fand sie freilich nicht mehr den Alten, wie er vor ihr stand zu einer Zeit, da noch von keinem Baron Trautenau die Rede war.

Damals hatte er Alles in ihr erblickt, was das Weib über den Mann erhebt, ein Wesen, das ihn zu allem Guten, zu rastlosem Schaffen angepornt hätte.

Nun hatte sich Vieles geändert.

Er sah in ihr nur die Kokette, die voll Berechnung handelte, aber doch noch immer ein Weib, das sein Blut in Wallungen versetzte.

Wenn er an sie dachte, leuchteten seine Blicke, aber es war anders als einstens.

Wie Andorf in dem Markflecken ankam, sagte ihm der Wirth des Gasthauses, in welchem die Vorstellungen stattgefunden hatten, daß seit dem gestrigen Tag sich eine Frauensperson in seinen Zimmern oben aufhalte.

Sie wäre in der Nacht angekommen, hätte nach ihm, sonst nach Niemandem, gefragt und dann gebeten, daß man sie in dem Zimmer warten lasse.

Der Wirth hatte erst nichts davon wissen wollen, schließlich gab er aber doch nach, da sie eine frühere Bekanntschaft mit dem neuen Direktor aufweisen konnte.

Er hatte sie also hinaufgeführt, ihr auch etwas Essen besorgt, was sie noch nicht bezahlte, und seitdem hätte sie sich nicht mehr außerhalb des Zimmers sehen lassen, auch mit Niemandem von der Gesellschaft gesprochen.

Andorf hatte dem Mann zugehört, ohne ihn zu unterbrechen.

Er runzelte die Stirn; sein Auge flog unruhig umher.

„In der Nacht ist sie angekommen?“

„Jawohl; und sie sah ganz erbärmlich aus. Bleich und trübselig und das Kleid war vom langen Laufen auch ganz abgetreten.“

Der Komödiant stieg die Treppen hinauf. Er lachte leise vor sich hin.

War sie jetzt schon gekommen, nachdem ihr Galan todt? Die Kleider waren ihr zerrissen vom weiten Marsch und die Scham trieb sie in seine Wohnung, die einzige, die ihr heute noch geblieben war.

Vor der Thür seiner Stube blieb er stehen und schöpste tief Athem.

Wie sollte er ihr begegnen?

Er kam zu keinem Resultat; nur der Groll über ihren Verrath stieg in ihm auf, mehr als je.

Als er die Thür öffnete, sah er in dem Halbdunkel eine Gestalt am Fenster stehen, die Hände auf dem Rücken und so durch die Scheiben blickend.

Bei seinem Eintreten wendete sie sich nur langsam um, den Blick gesenkt.

Erst nach einer Weile hob sie das Gesicht.

Ein lauter Ruf kam von seinem Mund; er stand wie erstarrt, so hatte ihn die Ueberraschung erfaßt.

„Lisa!“ rief er. „Du bist es, die mich erwartet?“ — Und nachdem er lange keine Antwort erhielt: „Was thust Du da? Was willst Du von mir und in meiner Wohnung?“

„Ich komme heim!“ sagte sie langsam und in dem Ton lag so viel Elend und Hilflosigkeit, daß er bereits Alles wußte.

Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und betrachtete voller Hohn das bleiche Weib.

„Du kommst heim — heim!“ Er lachte. „Hast Du denn noch ein Heim, Lisa?“

Das Weib streifte mit den Händen übereinander und sagte ganz leise:

„Ich dachte an alte Zeiten, an Dich — und daß Du mich vielleicht wieder aufnähmest. Du hast damals oft gesagt: Dir könnte ich Alles verzeihen, Lisa, Alles vergessen.“ Und dann wußte ich sonst keinen Ort der Welt mehr.“

„Ich weiß wohl, was ich sagte, aber Du, was hast Du darauf gethan? Zu spät, Lisa, zu spät!“ schnitt er kurz ab.

„Ich bin nicht mehr der Alte. Du trägt auch mit die Schuld daran. Wo ist Dein Herr geblieben, der Dir einst so goldene Berge versprach?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie schau; „ich bin allein, verlassen.“

„Und Du denkst dabei an den alten Liebhaber, Lisa? Wie klug, wie klug!

Wenn ich daran denke, wie das Schicksal Alles durcheinanderwirft, könnte ich laut lachen. Die Eine geht und die Andere kommt und dann läuft mir die Andere wieder davon und die Eine denkt an mich. Als ob ich nur da wär, um Euch zu helfen, wenn Ihr im Sumpf erstickt!“

Lisa, die Unglückliche, blickte ihn ohne Verständniß an.

„Wenn auch Du kein Erbarmen mehr hast, Hans,“ sagte sie, „dann muß ich wohl den schweren Schritt thun, vor dem mir graute; ich gehe zu meinem Vater. Keinem Menschen habe ich so wehe gethan, wie ihm.“

„Hans Andorf fuhr mit einem kurzen Ruf auf.“

„Doch — ich kenne Einen.“

Sie nickte.

„Vielleicht; er aber hatte das Recht, mich zu verfluchen und ich weiß, daß ich für ihn gestorben bin, daß niemals mehr mein Name genannt werden durfte. Deshalb schlich ich mich zu Dir her. Ich wagte keine Frage nach ihm, keine nach der Schwester zu thun.“

Mit zusammengekniffenen Lippen saß der Komödiant vor ihr.

In seinen Augen stand nur die Befriedigung zu lesen, ein Abwarten auf die kommenden Minuten, wo er ihr den einstigen Verrath entgelten konnte.

„Wie lange mag es nun her sein, daß Du von mir fort bist, Lisa, mit dem Einen, der Dir mehr werth war, als ich?“ fragte er schneidend.

„Drei Jahre; ich weiß es kaum mehr genau,“ sagte sie leise. „Ach, wenn Du mir verzeihen könntest, Hans!“

„Zu spät, Lisa!“ lachte er. „Ich fand in meiner Verzweiflung später ein neues Glück, eine neue, treue Liebe!“

„Wen — wen?“ entgegnete sie erregt, mit einem gewissen Mißtrauen, seines sonderbaren Tones wegen.

„Deine Schwester Julianne hat mich getödtet.“

„Ach so!“

„Ja; sie ist ein hübsches Ding geworden, nur schade, daß sie heute auch nicht mehr und nicht weniger ist, als die Geliebte eines Barons.“

Lisa zuckte scharf zusammen und blickte in eine Ecke. Dann aber richtete sie sich plötzlich auf.

„Ich täuschte mich, als ich annahm, daß jede Schuld, wenn sie bereut, vergeben werden könne. Auf meinen Knien wollte ich Dich bitten, Hans, gewähre mir eine Heimath, ein Haus, einen verhältnismäßigen Frieden. Wenn wir auch gleich die Welt durchzogen, so haben wir Kinder doch nie recht diese Welt kennen gelernt. Deshalb fielen wir. Nun ist die Schuld da und es soll keine Sühne mehr geben — keine?“

Die Heimgekehrte sagte nach der kranken Brust, ein Hustenanfall drohte sie zu ersticken.

„Wie lange habe ich gesucht, bis ich endlich hierherkam — zu Dir. Ich wollte nicht zum Vater, jetzt noch nicht; ich könnte ihm nicht in's Auge blicken, das um mich Thränen vergoß. Später wollte ich auch ihn um Verzeihung ansehen, später, wenn

ich besser geworden bin. Jetzt bleibt mir nichts mehr übrig. Du hast kein Erbarmen; ich muß zum Vater. Wo finde ich ihn, Hans?"

Ihr Gesicht ihm zugewendet, bemerkte sie die rasche Veränderung, die in dem seinen vor sich ging und es lief ihr kalt durch die Brust wie ein Frösteln.

"Den Vater wirst Du und seine Wohnung?" sagte Hans Andorf, mit einem Lächeln um die Lippen, aber sonst ohne Regung. "Geht hinaus, Lisa, zum Dorf. Ein Hügel, sechs Fuß lang und in der Erde ein frisches Holzkreuz, worauf der Name steht; da findest Du den alten Jeremias."

Die Tochter des ehemaligen Direktors starrte ihn erst fassungslos an, dann kam ein kurzer Schrei aus ihrem Mund; sie taumelte und hielt sich mit den Armen an der kahlen Wand.

"Tobt —?"

"Ja — tobt!" sagte er gleichmüthig.

"Und meine Schwester, Julianne?"

Andorf zuckte die Schultern.

"Ich sagte Dir ja, was aus ihr ward.

Draußen — irgendwo; ich kenne ihren Aufenthalt nicht. Aber —" er erhob sich drohend, "sie kommt zurück, so wie Du, Lisa, wenn sie dies Leben nicht mehr erträgt, das ihr nicht angeboren ist. Dann ist's auch längst zu spät, so wie bei Dir, Lisa. Was hast Du mir jetzt noch zu sagen?"

"Nichts, nichts!" stieß sie fassungslos hervor, fuhr darauf mit beiden Händen über die Augen und murmelte: "Alles verloren! Vater, Schwester, Heimath — Glück und Weib und Eyre."

Und Andorf nickte nur dazu und trat an das Fenster. Nach einer Weile hörte er hinter sich eine zitternde Stimme:

"Ich kann nicht mehr weiter, wohin auch! Ich muß wieder spielen. Wer ist hier jetzt Direktor?"

Andorf wendete sich zu ihr.

"Ich bin's!" sagte er kurz.

"Du?" machte sie, aber es überraschte sie nicht zu sehr. Ihr Blick stieg erst langsam und schen empör an ihm, dann sagte sie:

"Wirst Du mich nicht engagieren, Hans? Ich würde Alles gern thun, nur um zu leben. Früher spielte ich, erste Liebhaberin, Du weißt es ja. Ich war nicht schlecht darin." Ihre Wangen rötheten sich; das Komödiantenblut regte sich wieder. "Ich könnte mich auch in anderen Fächern nützlich machen, nur behalte mich."

(Fortsetzung folgt.)

Erzellenz im Kloster.

Von Arthur Aschauer-München
(Nachdruck verboten.)

Verbreitet im bayerischen Lande ist der Ruf des Klosters der Benediktiner auf dem Berg Andechs am Ammersee als Stätte der Gelehrsamkeit und eines guten Trunkes. Aber selbst

über die weißblauen Grenzpfähle hinaus ist der Ruf des Andecher Klosterbieres gebrungen. Württembergische Diplomaten wissen die Güte desselben ebenso zu schätzen, wie Herbert Bismarck, der den weiten Weg vom Berliner Auswärtigen Amt bis zum Ammersee nicht scheute, um sich an Ort und Stelle ein Urtheil über klösterliche Braukunst zu bilden. Kein Wunder denn, wenn auch im bayerischen Ministerconseil die Kunde laut wurde, daß man im Bräu-stübl zu Andechs einen selten guten Tropfen schenkt. Bayerische Minister sind in hierologischen Dingen nicht so spröde wie Kronrätthe anderswo. Nur will unser Finanzminister von solcher Konkurrenz wenig wissen, da ihm das seiner Verwaltung unterstellte Kgl. Hofbräuhaus zu sehr am Herzen liegt. Die meisten seiner Kollegen jedoch dokumentieren Sympathie- und Verständnis für das bayerische Nationalgetränk ohne Scheu durch zeitweiliges Erscheinen auf Münchener Kellern, wie auch ihr Stab zu bestimmten Tagen ganze Tische bloßiert. So wimmelt es an Mittwochen im Franziskaner-Keller von Staatsrätthen und Erzellenzen des „inneren“ Ministeriums, wie im Hackerkeller an Feiertagen von Würdenträgern des Eisenbahnministeriums, und selbst das Bundesverbot bildet für hohe Staatsbeamte kein Hinderniß für einen Wirthshausbesuch. Man läßt sich eben strafen, wenn der Thieraufseher einen erzellenzlichen Pintscher im Gasthause attrapiert.

Im Conceil war vor Jahren so nebenbei ein Wort über Andechs gefallen, und die Minister horchten auf. Während der Finanzchef aber geringschätzig mit den Achseln zuckte, fragte der Premier, ob die Empfehlung wohl aus guter Quelle stamme. „Und ob!“ lispelte der Auswärtige, „mir hat's der württembergische Gesandte ver-rathen!"

„Hm! Mehr sagte der Premier nicht, und widmete sich dann wieder der Tagesordnung des Ministerrathes."

In München schenkte man — es war die offizielle Herbstsaison hierfür eröffnet — das köstliche „Märzenbier" draußen auf der Wiese des Oktoberfestes und in den zahllosen Wirthschaften der inneren Stadt, da dampfte der Ministerpräsident südwärts auf der Lindauer Strecke, um in Grafrath die Bahn zu verlassen und zu Schiff sich dem heiligen Berg Andechs zu nähern.

Ein Stündchen Weges durch das romantische Kienthälchen, und die halbtausendjährige Stätte der Andacht, der Gelehrsamkeit und der Klosterbrauerei ist erklommen. Für Erzellenz ein Kinderpiel, dieser „Berg"! Oblag der Premier doch in früheren Jahren mit jugendlicher Leidenschaft der Gemüthsjagd, und stieg in den Bergen herum mit der Alpengazelle um die Wette. Die ehrwürdigen Patres, vom hohen Besuch verständigt, erwarten den Minister an der Klosterchwelle mit dem Prior an der Spitze.

Lächelnd wehrt der Staatsmann ab; nur keine Feierlichkeit. Er komme als schlichter Gast, sozusagen „sehr im Zivill",

wollte sich die Ehrenswürdigkeit des Klosters besehen, und —

„Erzellenz halten zu Gnaden! Vom einst berühmten Klosterschatz ist nichts mehr vorhanden. Die Säkularisation . . ." meinte der Prior. „Danke, weiß schon! Na, wollen wir den Rundgang antreten!"

Als gläubiger Christ besucht der Minister zuerst die alte Wallfahrtskirche, besichtigt dann eine einst böse durchwühlte und der Kostbarkeiten beraubte Bibliothek, um endlich im Refektorium zu landen, wo die Tafel bereits gedeckt ist für einen nachmittäglichen kleinen Imbiß.

Erzellenz schmunzelt. Um schwere Zinnhumpen gruppiert, lagern blühweiße Klosterrettige, frisch der Erde entnommen, schwarzes Klosterbrot, gelbe Butter, Schinken und Käse. „Das läßt sich sehen und — essen! Eine gut bayerische Mahlzeit zwischen Diner und Abendbrot!" „Wenn Erzellenz fürlieb nehmen wollen: Gern gegeben ist der kleine Imbiß! Ob es sich paßt für hohe Herren — —"

„Und ob! Wär' nicht übel! Bin ja doch selber Bayer!" lacht der Premier.

Vergnügt geht's ans Tafeln; Erzellenz greifen wacker zu. Prior und Kellermeister schneiden eifrig vor, und freuen sich des guten Appetites ihres Gastes.

Dann eine Pause: die Humpen werden gefüllt und Sr. Erzellenz kredenzt. Ein weißer Moment: Der Premier ergreift den Humpen: „Auf das Wohl der würdigen Patres!"

Die Stifsherrn nickten dankend: „ad salutem!" (Zum Wohl). Ein tiefer Schluck, noch ein kleinerer Prüfungsschluck! „Alle Achtung meine Herren! Der Stoff ist ausgezeichnet; voll und süßig, weit besser als Münchener Gebräu! Ein kostbarer Stoff!"

Erzellenz fühlen sich wohl, außerordentlich behaglich, und lassen sich in bayerischer Gemüthlichkeit nun auch die Wünsche und Klagen der Stifsherrn vortragen. Und je öfter der Kellermeister den Humpen füllt, desto willfähriger zeigt sich das Ohr des vielgeplagten Ministers.

Die untergehende Sonne badet sich im weiten See, und Dämmerung umfaßt die lieblichen Gefilde. Schattenhaft ragt der Berg Andechs auf, und drüben im Süden verglüht im Abendroth die gigantische Zugspitze, der höchste Berg Deutschlands.

Still hinhuschende Fratres bringen Lichter ins geräumige Refektorium des Klosters, räumen die Reste des Nachmittagsimbisses weg, und decken die Tafel für das köstliche Abendmahl. Im eifrigen Gespräch mit dem Prior beachtet der Minister davon nichts, und ist höchlich überrascht, wie das Tischgebet gesprochen und sodann von einem riesigen gebratenen Amsal*) das beste Stück ausgehoben und Sr. Erzellenz kredenzt wird.

„Ah, sehr göttig! Das schönste Stück, ah ein Pfaffenchnitzel — eh, ich bitte vielmals um Entschuldigung, würdige Herren — es ist mir der lanbläufige Ausdruck wirklich wider Willen herausge-

*) Auch Bander oder Schill genannt.

rutscht! Ich versichere, es war nicht böse gemeint!

Leise lächelnd beruhigt der alte Prior seinen Gast; man nenne ja auch beim Gärsebraten das Bruststück „Pflaßschnitzel“, warum soll es ein solches nicht auch beim Fisch geben. Und ein „Pflaßschnitzel“ ist in der That nichts Schlechtes; nur muß man eben ein gutes Stück überhaupt haben. Für Stockfischsaison allerdings dürften wir Em. Erzellenz kein „Pflaßschnitzel“ anzubieten haben!

„Ja, das glaube ich, hochwürdiger Herr Prior! Diese Fastenzeit muß doch hart sein!“

„Es giebt Härteres im Kloster- und Menschenleben. Erzellenz! Sollte ein vielgeplagter Minister das nicht bestätigen können?“

„Da haben Sie recht! Es giebt wahrlich Zeiten, wo man sich in die Stille der Kloster flüchten, und von der ganzen Politik nichts mehr hören möchte. — Aber der Fisch ist wirklich delicia!“

„Sehr verbunden, Erzellenz!“ dankt der Küchen- und Kellermeister in seinem tiefen Saß. „Ich gestatte mir aber Em. Erzellenz aufmerksam zu machen, daß jeder Fisch schwimmen will!“ Dabei deutet der Pater Kellermeister auf den seit längerer Zeit unbeachtet gebliebenen Humpen des Ministers.

„Pater, Pater! Mir scheint, Sie haben Absichten auf mich? Aber ich sage Ihnen, ich stelle meinen Mann, besonders bei so herrlichem Gebräu! So sei's denn! Bringt mir einen frischen Potal! Und wie ich sehe, ist's nacht geworden, der Anschluß an den Dampfer veräumt —“

„Wenn Erzellenz geruhen wollen: die Fremdenzelle ist zur Ausnahme bereit! Was wir im Kloster bieten können, steht von Herzen gern zur Verfügung!“

„Mit Dank angenommen! Ich bleibe bei Ihnen zu Nacht!“

Und wieder beginnt eine angeregte Diskussion, bis bei einem frischen Humpen der Minister sich nach dem Bräumeister erkundigt. Diesem will er seine Anerkennung in eigener Person aussprechen.

Flugs wird der alte Frater Jakob herbeigeholt, der dann in seinem abgetragenen Habit verlegen vor dem Staatsbeamten steht, und ehrerbietig mit gesenktem Kopf das hohe Lob entgegennimmt. Und wie Erzellenz versichert, bei diesem Stoff auszuharren, da funkeln Frater Jakobs Augenlein listig, und leiser Spott huscht über die vertrockneten Lippen.

„Glaubt Er's nicht? Gilt's eine Probe! Ich halte die Wette! Mich kriegt Frater Jakob nicht unter!“

„Aber Erzellenz! Wir im Kloster mit dem Gelübde der Mäßigung!“

„Wo man so vorzüglichen Saft brant, darf auch mal eine Ausnahme gemacht werden! Nicht wahr, Herr Prior: nulla regula sine exceptione!“

„Gewiß, Erzellenz! Nur verzeihen Sie eine Bemerkung! Nach unserer Klosterregel wird das Refektorium Punkt neun Uhr geschlossen!“

„So?“ Klingt es im Tone aufrichtigen Bedauerns, von den Lippen des enttäuschten Ministers.

„Ich bitte Erzellenz! Im Bräustübchen ist eine Fortsetzung erlaubt, wenn dasselbe für weitere Gäste geschlossen bleibt.“

„Sehr lebenswürdig!“

„Jedoch muß auch das Bräustübchen um zehn Uhr geschlossen werden. Fühlen indeß Erzellenz noch weiteren Durst, so steht ein Käßchen in der Zelle zur Verfügung!“

„Na, das wird doch des Guten zu viel sein. Ein solcher Schlemmer bin ich denn doch nicht! Aber, wenn es gestattet ist, will ich mich mit Frater Jakob ins stille Bräustübchen zurückziehen auf eine verschwiegene Maß!“

Allgemeine ehrerbietige Verabschiedung, und vom Braumeister Frater Jakob geleitet, sucht der Premier das stille Stübchen auf. Da's sind die Zigarren im Brand, Frater Jakob schmaucht mit Vergnügen eine Erzellenz-Zigarre nach der andern und schenkt dabei fleißig ein. Dem Minister wird immer wohler ums Herz und seine Fibelität steckt auch den Frater an. Bald summen die beiden lustige Melodien aus alten Studentenliedern und die zimmernen Becher klingen aneinander. „Ich möchte wahrhaftig wissen, wie viel von dem köstlichen Gebräu ich nun schon hinter die Binde gebracht habe! Aber zum Kuckuck, wie der Stundenzeiger rennt!“

„Herr Minister: Felicibus non pulsat hora!“ (Dem Glücklichen schlägt keine Stunde).

„Ein prächtvolles Latein, lieber Jakob!“

„Für einen Braumeister gut genug! auch bin ich ja bloß ein Frater!“

„Der aber als Brauer zehn Patres aufwiegt. Prosit Jakob!“

„Oh welche Ehre, Erzellenz!“

„Ach was! Ich war auch einmal burgerlich und in kleinen Verhältnissen. Man darf das nicht vergessen! Herrgott, ist dieser Stoff gut! Noch einen Humpen, Jakob! So und nun angestochen! Jakoble, nun paß' auf: wir schmollieren miteinander! So jung kommen wir nimmer zusammen; wer weiß, ob ich im Leben noch mal nach Andechs komme. Prosit, auf Du und Du!“ Der erschrockene Frater wehrt sich verzweifelt, aber es hilft ihm nichts.

Längst ist es still und ruhig im Kloster geworden, nur im Bräustübchen ist noch Licht. Aber auch der Becher ist ruhiger, immer stiller geworden. Und gegen Mitternacht bringt Frater Jakob den müden Gast in die bescheidene Klosterzelle.

Die Patres und Fatres haben die Hora gebetet, sind beim Frühstück gefessen und dann der Tagesarbeit nachgegangen. Frater Jakob hantierte längst im Arbeitshabit in der Klosterbrauerei, und vom hohen Gast ist noch immer nichts zu sehen. Allmählich werden die Stiftsherren doch besorgt, und der Prior beauftragt just den Frater Jakob, bei Erzellenz nachzusehen. Trotz aller Sorglichkeit poltert der Brauer den Schlummernden wach, und vom Schmollrecht bescheidenen Gebrauch machend, meint Frater Jakob: Mit Verlaub, Erzellenz Bruder, jetzt wird's Zeit zum Aufstehen!“

„Was wollen denn Sie? Wo bin ich?“

„Mit Verlaub, im Kloster zu Andechs!“

„So? Na, nicht übel! Besorg' Er mir sofort einen Wagen; ich will rasch fort!“

Und eine Stunde später gehörte der Besuch des Ministers der Vergangenheit an. Frater Jakob aber freute sich bis ins Greisenalter jenes Bechgelages, nur meinte er sauer-süß, die Schmollisfreude hätte gar so kurz gedauert.

Und wenige Jahre nach dem Heimgang Jakobs trug man auch den jovialen Minister zu Grabe. Er war einmal und nicht wieder im Kloster zu Andechs.

Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens.

Von Dr. Otto Gottschiff. (Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

IV.

Körperliche Reinlichkeit.

Es ist eine betrübende Thatsache, daß wir in der für Gesundheit und Leben so wichtigen körperlichen Reinlichkeit in den letzten Jahrhunderten gegenüber dem Alterthum und Mittelalter eher einen Rückschritt als einen Fortschritt zu verzeichnen haben. Man denke nur an die großartigen, noch jetzt in ihren Ueberresten unsere ganze Bewunderung erregenden Bäder der alten Römer, oder an die Haus- und Schwitzbäder der Griechen. Zur Zeit des Kaisers Konstantin sollen allein in Rom 856 Volksbäder, darunter mehrere von riesigem Umfang, im Gebrauch gewesen sein. Oder man denke an die Flussbäder der alten Germanen, von denen Tacitus erzählt, und an die religiösen Vorschriften über tägliche Bäder und Abwaschungen bei Juden und allen orientalischen Völkern, welche bei den letzteren noch jetzt in Gebrauch sind. Man denke endlich an die berühmten Badesüben des Mittelalters, die sich in jeder noch so kleinen Stadt vorfanden, und welche erst verlassen oder verboten wurden, nachdem sie Stätten der Schwelgerei und Unsittlichkeit geworden waren.

Anders in der Jetztzeit! Selbst im Sommer wendet nur ein verhältnismäßig geringer Bruchtheil, wenigstens von den mittleren und unteren Volksschichten, regelmäßige Waschungen des ganzen Körpers oder Bäder an. Wir wollen hier nicht näher untersuchen, was die Hauptschuld davon trägt, ob der Mangel an Reinlichkeitssinn oder die Scheu vor den damit verbundenen Kosten, — wahrscheinlich beides, aber darauf muß immer wieder hingewiesen werden, daß eine geregelte Hautpflege überhaupt wichtig ist für Gesundheit und Wohlergehen. Namentlich für ältere Leute ist sie zur Lebensverlängerung von doppelter Wichtigkeit, weil die Haut im Alter trocken und spröde zu werden pflegt und daher künstlich erweicht, sowie zu ihrer für die Gesundheit so nothwendigen Thätigkeit angeregt werden muß. Untersucht man die Absonderungsprodukte auf der Haut, so findet man darin Schuppen, Zellen, Härchen,

Schmutz, ranziges Fett und viele schädliche Gase und Flüssigkeiten. Natürlich ist die öftere Beschaffung dieser Stoffe und die Offenhaltung der Millionen Talg- und Schweißdrüsen der Haut für das richtige Vorkommen des Stoffwechsels und dadurch für die Erhaltung der Gesundheit überaus notwendig. Verstopfen sich dagegen die Hautporen mit Staub, Hautfett u. s. w., dann können sie ihre wichtige Thätigkeit der Ausdünstung und Hautathmung nicht ausführen; durch Zurückhaltung dieser Ausdünstung aber, sowie der übrigen obengenannten schädlichen Ausschweißungsstoffe kann ebensowohl eine Erkrankung der Haut, wie ein inneres Allgemeinleiden zustande kommen.

Was nun das Baden selbst anbelangt, so sollte eigentlich in jeder Wohnung eine Badeeinrichtung vorhanden sein. Freilich wird man dieses hygienische Ideal kaum jemals erreichen. Da muß man denn die Zuflucht zu öffentlichen Bädern nehmen, welche neuerdings in der Form von billigen Brausebädern auch für die handarbeitende Bevölkerung vielfach von Stadtverwaltungen und Fabrikanten eingerichtet werden. Uebrigens genügt das bloße Wasser nicht für eine durchgreifende Reinigung der Hautoberfläche. Den mit Hautfett vermischten Schmutz vermag das kalte Wasser ebenso wenig abzuwaschen wie fettigen Schmutz von anderen Gegenständen. Daher muß Seife und das Frottieren mit einer Bürste oder einem zottigen Waschanntuch zu Hilfe genommen werden. Auch darf das gleichzeitige Waschen des behaarten Kopfes, in welchem sich ganz besonders Schmutz, Staub oder schädliche Pilze festzusetzen pflegen, nicht vergessen werden; das einfache Kämmen und Bürsten reicht dafür nicht aus. Schon die Rücksicht auf das Gedeihen eines schönen, vollen Haares und auf die Instandhaltung des Haarbodens sollte für eine solche zeitweise Reinigung des Kopfes maßgebend sein.

Jetzt hat man es ja sehr leicht, dem Körper die so nützliche und notwendige tägliche Wäsche zukommen zu lassen. Wer keine eigene Badeeinrichtung besitzt und auch nicht jeden Tag Zeit zum Besuche einer öffentlichen Badeanstalt hat, wie viele Beamte, Bureauarbeiter und junge Kaufleute, der gehe Abends, wenn er seine Arbeit beendigt hat, vor der Abendmahlzeit in sein Kammerlein und setze und wasche sich dort den ganzen Körper vom Scheitel bis zur Zehe tüchtig ab. Dadurch wird er allen Staub, Schweiß und Schmutz, den des Tages Arbeit mit sich gebracht hat, los, er fühlt sich erfrischt und neu gestärkt, und ein ruhiger tiefer Schlaf wird ihn erquickern. Im Winter aber ist es nicht rathsam, die große Körperwäsche im kalten Schlafzimmer vorzunehmen, sondern da möge man im gut geheizten Zimmer sich zuerst mit warmem Wasser und Seife reinigen und dann kalt überspülen, damit die Haut an Temperaturunterschiede gewöhnt und somit auch gegen die Bitterungsunterschiede unempfindlich wird. Vor methodisch übertriebenen Kaltwasserkuren muß gewarnt werden. Besonders

ältere Leute oder Greise, deren Lebenskraft nicht hinreicht, um die durch das kalte Wasser dem Körper entzogene Wärme sofort zu ersetzen, sollten sich vor solchen Kuren hüten. Nur vollblütige, fettleibige oder sehr wohlgenährte Personen dürfen dieselben ohne Schaden gebrauchen.

Um die durch Ausdünstung verschlechterte Luft zwischen Haut und Wäsche recht oft zu erneuern und dadurch das Hautluftbad zu begünstigen, ist auch ein häufiger Wechsel der Leibwäsche nötig. Diesen kann man gewissermaßen als ein trockenes Baden betrachten, indem die Absonderungen und Verunreinigungen der Haut mit der sogenannten „schmutzigen Wäsche“ entfernt werden. Darin liegt auch ein geringer Nutzen der weißen Wäsche, d. h. der leinenen und baumwollenen Hemden und Unterkleider, an welchen die Verunreinigung alsbald entdeckt wird, während von den wollenen Unterkleidern das Gegenteil gilt. Die Hauptsache aber ist und bleibt das häufige Reinigen der Haut selbst. Wer sich am Körper selbst retlich gewöhnt hat, wird auch nie unmeine Wäsche leiden können. Daher ist für Gesundheit und Wohlbefinden jedes Einzelnen die peinlichste Körperliche Reinlichkeit durchaus notwendig, und für die Gesundheit und Wohlfahrt unseres Volkes ist es ein dringendes Bedürfnis, daß mehr Badeanstalten errichtet werden, welche Sommer und Winter gegen ganz geringen Preis die so wohlthätige und gesunde Reinigung des ganzen Körpers Jedem möglich machen.

V.

Gesunder Schlaf.

Welleicht noch wichtiger, als alles bisher zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verlängerung des Lebens Angeführte ist ein gesunder Schlaf, d. h. jene nächtliche Ruhe, in welcher wir mindestens ein Drittel unserer ganzen Lebenszeit zubringen. Er ist nicht nur das werthvollste Erquickungs- und Erholungsmittel gegenüber der täglichen Anstrengung von Körper und Geist, sondern auch der beste Tröster und Arzt für quälende, das Leben vergiftende und verkürzende Sorge und Seelenpein. Was wäre der Mensch ohne Schlaf und ohne Hoffnung? Wie trefflich schildert Shakespeare diese unschätzbare Wohlthat des Schlafes, wenn er seinen Malbeth sagen läßt: Schlaf, der den wirren Knäuel der Sorge löst, Der Tod an jedem Lebensstag, das Bad, Das schwerer Arbeitsmüde Erquickung bringt, Der Balsam, der die wunden Seelen heilt, Der Hauptnährer bei des Lebens Mahl . . .

Infolge der im Schlafe eintretenden Muskel- und Nervenruhe ist der Verbrauch unseres Körpers an Stoff und Kraft bedeutend geringer als im Wachen, während die nur der Ernährung dienenden Prozesse ungehindert fortbauern. Dadurch tritt dann eine Wiederherstellung der im Wachen verbrauchten Körperkräfte, namentlich eine Erholung des übermüdeten Centralnervensystems ein. Denn da das Gehirn im wachenden Zustande fortwährend durch die Einbrüche von außen sich gewissermaßen abmüht und zum Thätigsein immer untauglicher wird, so stellt sich endlich ein Zustand

der Uebermüdung ein, in welchem die Gehirnschubstanz sich aus dem Blute ergänzen und auch ihre abgenutzten Bestandtheile, die sogenannten Ermüdungsstoffe, an das Blut abgeben muß. Je intensiver die Thätigkeit des Gehirns im Wachen durch Geistesarbeit oder Gemüthsregungen in Anspruch genommen wird, um so notwendiger ist ein ruhiger, langer und gesunder Schlaf, weil sonst Ueberreizung des Nervensystems, Nervosität, Kopfschmerzen und andere das Leben schädigende Erkrankungen entstehen. Daher kommen im Allgemeinen Muskel- oder Handarbeiter mit kürzerem Schlafe aus, als Gehirnarbeiter.

Die wohlthätige Wirkung des Schlafes macht sich auch durch Verminderung des Bedürfnisses nach Ernährung geltend. „Wer viel schläft, der ist wenig,“ sagt mit Recht das Sprichwort. Wohl Jeder hat schon an sich selbst erfahren, daß man sich mit leerem Magen zu Bett legen kann und dennoch morgens ohne großes Hungergefühl aufwacht.

Es giebt daher nichts, was so erhaltend und stärkend auf die Kräfte des Körpers und Geistes und damit lebensverlängernd wirkt, als der Schlaf, und umgekehrt nichts, was mehr erschöpfend und angreifend wirkt, als anbauende Schlaflosigkeit. „Wer sich mit dem Schlaf überwirft, zieht immer den Kürzeren,“ sagt sehr treffend Hippel. Namentlich in der Kindheit ist der Schlaf für eine normale Entwicklung des kindlichen Gehirns von solcher Bedeutung, daß eine Verkürzung desselben von den größten Nachtheilen für das ganze folgende Leben begleitet sein kann. Daher lasse man die Kinder stets früh in's Bett gehen, und nie spät abends an aufregenden Festlichkeiten oder Vergnügungen theilnehmen. Kinder bis zum sechsten Lebensjahre sollen auch morgens schlafen, so lange sie wollen. Von da bis zum 12. Jahre brauchen sie 10, bis zum 18. 9, später 8 Stunden Schlaf. Schwächliche Kinder haben mehr Schlaf nötig als kräftige, und alle im Winter mehr als im Sommer. Für Erwachsene kann 8 Stunden Schlaf als allgemeine Regel angesehen werden; jedoch verursachen dabei besondere Umstände, Temperament, Gewohnheit, Beruf u. s. w. oft große Ausnahmen. Am meisten zu Schlaf geneigt sind phlegmatische und vollblütige Personen. Diese schlafen 9—10, ja bis 12 Stunden, während Menschen von großer nervöser Erregtheit und lebhaftem Wesen oft mit der Hälfte dieser Zeit auskommen. So sollen Friedrich der Große, der berühmte englische Arzt John Hunter und Napoleon I. durchschnittlich nur 5 Stunden täglich geschlafen haben.

Leiber nimmt bekanntlich mit dem zunehmenden Alter die Schlafneigung ab, was für die Gesundheit um so nachtheiliger ist, als gerade im Alter ein erquickender Schlaf für Schonung und Wiederherstellung der schwindenden Körperkräfte überaus notwendig wird. Es muß daher alles versucht werden, um der Schlafneigung künstlich zu Hilfe zu kommen. Das beste und einfachste Mittel hierzu ist und bleibt

immer körperliche Ermüdung durch Bewegung und Arbeit. Jedermann weiß aus Erfahrung, wie fest und gut man nach körperlicher Bewegung, z. B. nach einem größeren Spaziergang zu schlafen pflegt. „Der Schlaf des Arbeiters ist süß, mag er viel oder wenig essen,“ sagt schon Salomo. Und Shakespeare läßt den König Heinrich IV. in schmerzlichen bewegten Worten den armen Arbeiter oder Schiffsjungen um seinen köstlichen Schlaf beneiden. Außer mit diesem natürlichsten Mittel kann man das Einschlafen abends auch befördern im Sommer durch ein Glas Bier oder Wein, im Winter durch ein Gläschen Glühwein, Punsch, Cognac und dergleichen. Für manche nervöse Personen genügt bereits der Genuß eines Glases Zuckerwasser. Ist die Schlaflosigkeit schon mehr krankhaft, so thut sehr gute Dienste in der heißen Jahreszeit abends eine kalte Ueberspülung, in der kalten Jahreszeit aber ein lauwarmes Bad. Wenn aber diese mehr diätetischen Mittel nicht zum Ziele führen, so muß man seine Zuflucht unbedingt zu ärztlicher Hilfe und zu arzneilichen Schlafmitteln nehmen, denn die Nachtheile andauernder Schlaflosigkeit sind für Gesundheit und Leben sehr groß.

Meist ist man selbst an der Schlaflosigkeit schuld durch naturwidriges, gesundheitschädliches Verhalten am Abend vorher. Hierher gehören und sind daher gänzlich zu meiden: spätes Aufstehen, Nachtschwärmerei, abends aufregende Unterhaltung oder Lektüre, spätes Zubettegehen, oder Zubettegehen mit vollem Magen. Namentlich ältere Leute sollten sich in dieser Hinsicht großer Vorsicht befehligen. Alle aber, Groß und Klein, mögen bei sich und den Ihrigen stets dafür sorgen, daß der Schlaf wirklich das sei, was er sein soll:

— — — — — „Das Bad,

Das schwerer Arbeitsmüde Erquickung bringt,
Der Balsam, der die wunden Seelen heilt!“

Humanität und Schwindsucht.

Von Dr. Richard Weber.
(Nachdruck verboten.)

Es ist der Fluch des Menschengeschlechtes, daß, je größer die Fortschritte der Kultur sind, je weiter die Wissenschaft ihr Licht in die dunklen Tiefen der Erkenntnis hineinwirft, das Glück und die Zufriedenheit in immer entlegeneren Fernen gerückt werden. Ohne diesen Satz im allgemeinen genauer betrachten zu wollen, gedenken wir im besonderen des ungemein großen Einflusses, den die Erkenntnis der Ursachen der Krankheiten, eine vor allem der bakteriologischen Wissenschaft zukommende Errungenschaft, auf das gesellige und gesellschaftliche Leben ausübt, welches letztere ja auch ein Glied der das Menschenglück bedingenden Faktoren bildet.

Auch vor der Bakterien-Ära, deren Beginn mit den glänzenden Namen Pasteur und Koch für immer verbunden sein wird, wurden die ansteckenden Krankheiten und deren Opfer gefürchtet und geflohen, wenn man auch noch nicht wußte, daß so unendlich kleine Lebewesen das ursächliche und an-

steckende Element bildeten, sondern einem undefinierten Krankheitshauch, einem Miasma, die Schuld an der Entstehung und der Uebertragung der ansteckenden Leiden beigemessen wurde; aber ein Unterschied gegenüber der modernen Anschauung lag z. B. darin, daß damals eine große Reihe Krankheiten für nicht übertragbar angesehen wurden, deren bakterielle Natur heutzutage durch das Mikroskop und die Züchtung festgestellt und damit ihre Infektiosität als erwiesen gilt; ja man darf behaupten, daß Krankheiten, bei denen die Mikroorganismen ihren verderblichen Einfluß nicht entfalten, zu den selteneren Erscheinungen gehören, daß sie gegenüber den bakteriell verursachten Affektionen ganz in den Hintergrund treten.

Wo aber Kleinlebewesen die Ursache der Erkrankung bilden, da ist auch die Uebertragbarkeit mehr oder weniger möglich, und damit geht allmählich wieder die Furcht vor dem Ergreifenwerden und die mehr oder weniger große Scheu vor der Berührung mit dem Erkrankten einher; da sich nun die Ansteckungsfähigkeit nicht nur auf die akuten, halb vorübergehenden Leiden, die sogenannten akuten Infektionskrankheiten, erstreckt, sondern auch auf die jahrelang dauernden Affektionen bezieht, so kann man sich vorstellen, wie sich seit dem Inkrafttreten der bakteriellen Ära die soziale Lage derjenigen geändert hat, die an einem solchen langwierigen, ansteckungsfähigen Leiden dahinsiechen. Wir wollen uns diese Thatfachen an einem sehr bekannten, von alters her die Menschheit bedrückenden Leiden, nämlich der Schwindsucht, klar machen und gewinnen dabei die meisten Gesichtspunkte bezüglich anderer Affektionen des menschlichen Körpers.

Vor der Entdeckung der die Lungenschwindsucht erzeugenden Tuberkelbazillen durch Robert Koch galt diese Krankheit sowohl bei den Ärzten als auch bei der Laienwelt als nicht ansteckungsfähig, d. h. die Umgebung des Schwindsüchtigen hegte keine Furcht für sich selber, sie brauchte ihn nicht zu fliehen und ihm nicht anzudeuten, daß er gesundheitlich gemeingefährlich wäre, man athmete sorglos in seiner Nähe, man aß von denselben Schüsseln, man trank aus denselben Bechern und küßte den Kranken, als wäre sein Leiden völlig unschuldig. In dieses, möchte ich sagen, paradiesische Zeitalter der Schwindsucht stob nun die Entdeckung der Tuberkelbazillen durch Koch wie ein Sturmwind hinein. Die Früchte, welche der Gelehrte von dem Baum der Erkenntnis pflückte, trieben den Brustkranken aus dem Eden des sozialen Lebens; dieser war nunmehr Gegenstand der Furcht und Gefahr für andere, besonders für diejenigen, die unmittelbar in seiner Nähe lebten, und diese Gefahr drohte, so lange der Kranke lebte, ganz anders wie bei den akuten ansteckenden Leiden, bei denen die Uebertragungsmöglichkeit doch nur gewisse Zeit bestand. Man weiß, daß die den Schwindsuchtprozess entfachenden und unterhaltenden Tuberkelbazillen durch den Auswurf hinausbefördert werden, welcher bei den meisten Hustenstößen in mehr oder weniger großen Mengen zu

Tage tritt und durch die Gewalt derselben zu einem Theile in Form feiner Partikelchen in die den Kranken umgebende Luft hinausgeschleubert wird; diese Schleimtheilchen enthalten Tuberkelbazillen und können, direkt in die Athmungsorgane der den Kranken umgebenden Personen gelangend, wieder Schwindsucht erzeugen; aber auch auf indirekte Weise übertragen sich die Bazillen, und diese Ansteckungsmöglichkeit erscheint um so gefährlicher, weil man sich hier nicht schützen kann. Abgesehen davon, daß die Taschentücher, die Wäsche, die Kleider des Schwindsüchtigen mit Auswurfstheilen bedeckt werden, senken sich die fein in die Luft vertheilten Schleimpartikelchen zu Boden und bedecken, wie die bakterielle Untersuchung nachgewiesen hat, die Wände, den Boden, die Möbel des Zimmers, in dem sich der Kranke vornehmlich aufhält; dieser Staub wird nun bei dem Fegen des Wohnraumes, bei dem Abstauben der Geräthe, dem Ausklopfen der Teppiche und Sophas u. s. w. in die Luft gewirbelt und bei der Athmung in die Lunge aufgenommen, wo er, falls er lebens- und entwicklungsfähiges Bazillenmaterial enthält, die Ursache neuer Erkrankungen bilden kann. Man sieht, was wir hier nebenbei bemerken wollen, wie gefährlich unter Umständen das so beliebte trockene Ausfegen der Zimmer, das so leidenschaftlich betriebene Abstauben der Möbel und Geräthschaften werden kann, da auch andere bössartige Kleinlebewesen so häßliche Mitbewohner unserer Wohnräume bilden und, wenn auch nur im Staube vegetierend, uns unter ungünstigen Bedingungen leicht auch zu Staub wieder machen können.

Diese uns durch Koch und seiner Schüler Entdeckung zu theil gewordene Anschauung über die Ursache und die Verbreitungsmöglichkeit der Schwindsucht bedingte es naturgemäß, daß auch die Art des Umganges der Gesunden mit den Kranken eine andere werden mußte, als sie vor der Entdeckung der Tuberkelbazillen gewesen war; die Gesunden mußten gleichsam auf Kriegsfuß, wenn auch nicht mit den Kranken, so doch wenigstens mit den von diesen beherbergtten und in Millionen produzierten und stets von neuem produzierten Bazillen leben; diesen gegenüber war eine stets wachsende Defensivne nothwendig, die sich gegen die soeben geschilderten Möglichkeiten der Ansteckungsquellen richtete. Dabei war es naturgemäß, daß sich das gesellige Zusammenleben des Kranken mit den Gesunden zu einem wenig gemüthlichen und harmlosen gestalten mußte; der eine mußte sich stets versehen und der andere dadurch die Empfindung bekommen, daß er lästig, daß er unbequem, ja, daß er die andern in dem behaglichen Genuße des Lebens störe; noch viel mißthelliger gestaltete sich der Zustand der Parteien, wenn der Kranke, wie es ja meist geschieht, seinen Zustand nicht kannte oder mit Absicht in Ungewißheit betreffs seines Leidens gelassen wurde, um nicht die tausendfältigen Qualen seiner Krankheit mit offenen Augen vor sich zu sehen und die kommenden Zeiten des Ungemachs zu ahnen; allmählich mußten

die Familienmitglieder neben der Befolgung der Vorsichtsmassregeln auch den Kranken darüber hinwegzutäuschen versuchen, daß er ein für ihn und für andere gefährliches Leiden in sich trage. So entstanden unerquickliche Ehe- und Familienverhältnisse, freilich nur für diejenigen, die die Tragweite der Kochschen Entdeckungen zu würdigen und die Folgerungen daraus richtig zu ziehen wußten; das waren zunächst die ärztlichen Kreise, denen sich alsbald weite Schichten der gebildeten Bevölkerung der Erde anschlossen. Von den Laien wurden, wie es so oft geschieht, übertriebene Vorstellungen gehegt, und so gestaltete sich die soziale Stellung der Schwindsüchtigen noch viel schlechter, als sie es in Wirklichkeit verdienten; man wich ihnen aus und floh sie, wenn sie sich in zu großer Nähe wagten, man suchte zu enge Gemeinschaft zu meiden; man frequentierte solche Bäder nicht, die Schwindsüchtigen als Kurstätten dienten oder wo sich Brustkranke zur Erholung aufhielten; man war wirklich drauf und dran, letztere ganz in Acht und Bann zu thun und so ihr armseliges Leben noch mehr zu vergiften.

Gemeinnütziges.

Beseitigung der Nieldnägel. Um Nieldnägel zu beseitigen und ihr neues Entstehen zu verhindern, hat man sorgfältig die über den Nagel gewachsene Haut mit einem geeigneten Instrumente (einer Scheerenspitze) aufzulockern, und mit dem Daumnagel der anderen Hand zurückzuschieben. Wenn immer Sorge getragen wird, daß der Hautsaum locker den Nagel umgiebt, so kann keine Bildung von Nieldnägeln eintreten; zeigt sich die Haut nicht schmeidig genug, so kann man zuweilen Abends vor dem Schlafengehen dieselbe mit einem Fette (Butter, Schweinefett, Pomade) einreiben.

Was man zu thun hat, um den Schlaf zu einem gesunden und kräftigenden zu machen. Der Tag stellt heute an diejenigen Menschen, die um ihre Existenz zu ringen haben, starke Anforderungen, und die Nacht soll die am Tage eingesetzten Kräfte wiedererschaffen. Aber wie vielen passiert es, daß sie am Morgen noch verschlafen sind, einen „bleiernen“ Kopf haben, wie es im Volksmunde heißt, kurz, die nicht frisch, wie es naturgemäß sein sollte, sich erheben. Und dabei haben sie geruht, aber nicht ausgeruht. Und die meisten sind einsichtsvoll genug, um sich die Frage zu stellen: Woher kommt das? Wir wollen den Fragenden auf die Sprünge helfen. Wir ver-

gelten zunächst Frage mit Frage, oder vielmehr jene mit einer ganzen Anzahl von solchen: 1. Hast Du das am gesündesten gelegene Zimmer zum Schlafzimmer ausgewählt? 2. Hast Du täglich sofort, nachdem Deine Familienangehörigen ihre Betten verlassen haben, die Fenster weit aufgesperrt? 3. Hast Du die Betten aufgeschlagen und die frisch einströmende Luft auf sie einwirken lassen, ehe Du die Betten neu machst? 4. Hast Du die Thorheit begangen, Dir sogenannte Himmelbetten einzurichten? 5. Brennst Du eine Nachtlampe? 6. Läßt Du Nachts auch die Thüren zu der Kammer auf, um durch Vermittlung anderer Räume im Schlafgemache eine gute Atmosphäre zu haben? Wir könnten diese sechs Fragen noch um die doppelte Zahl vermehren; allein diese mögen vor der Hand genügen, berühren sie zunächst doch das Wichtigste. Frische Luft! In diesen beiden Worten liegt das Geheimniß einer wohlthuenden Nachtruhe begründet. Frische Luft! Und aus dieser Forderung ergeben sich mit Naturnothwendigkeit die folgenden Forderungen. Das beste, größte, mit den meisten Fenstern versehene Zimmer der Wohnung sei zum gemeinsamen Schlafgemache erwählt. „Das beste?“ fragt erschrocken die Hausfrau — „das muß ich doch wohl zum Besuchszimmer behalten.“ Unstimm! Kein anderes als das Beste ist gerade gut genug, um zum Schlafzimmer zu dienen. Am besten ist es, wenn ein solches inmitten zweier anderer Zimmer liegt, und einen dritten Ausgang zum Flur hat. Dann kann bei Tag und bei Nacht für die nötige Zufuhr von frischer Luft gesorgt werden. Fenster auf! Wer es vertragen kann, soll auch Nachts bei offenen Fenstern schlafen. Da, wo Kinder das Schlafgemach mit Erwachsenen theilen, verbietet sich das allerdings von selbst, aber trotzdem Fenster auf — am Tage. Das Schlafzimmer soll nicht zugleich Wohnzimmer sein — also, sei's Sommer oder Winter, hinaus mit allen Schlafgenossen, sobald sie das Bett verlassen haben, und dann: die Fenster auf, die Oberbetten in die Fensterbänke gelegt und den Pfuhl gelüftet; und so läßt die frische Luft ein paar Stunden auf die Betten wirken, dann mögt ihr sie aufs Neue „machen,“ aber hübsch aufgeschlagen lassen und nicht, damit's besser aussieht, noch mit dicken bunten Decken womöglich verhängen! Des Nachts aber öffnet man die Thüren der anstößenden Zimmer oder des anstößenden Korridors und läßt frische Luft ein. Wir verzehren in der Nacht viel Sauerstoff und athmen viel Stickstoff aus. Wird nicht für frischen Zuzug von Sauerstoff gesorgt, so athmen wir den Stickstoff wieder ein und dürfen uns dann nicht beklagen, wenn wir am andern Tage gründliche Kopfschmerzen haben.

Humoristisches.

Boßhaft. Schriftsteller: „Uebertreibungen sind mir verhaßt. Ich habe sehr viele Bücher geschrieben, aber nie aufgeschritten.“ — Herr:

„Sehen Sie, ich habe auch sehr viele Bücher, welche Sie geschrieben haben, noch nie aufgeschritten!“

Unvorsichtig. „Bertha, was machst Du denn da?“ — „Ich koche etwas für meinen Bräutigam — er besucht uns heute!“ — „Bertha, Bertha! Du wirst so lange herumkochen, bis — die Verlobung zu rückgeht!“

Junge Frau: Eine unverhäthete Person, unsere Köchin! Hast Du das Herz, sie sofort wegzujagen?“ — **Gatte:** „Das Herz schon, aber nicht den Magen!“

Ausgiebiges Mittagessen. **A.:** „Schon gespeist, Herr Vetter?“ — **B.:** „Wohl, wohl, im Gasthause „beim Hirschen“ hat's heute zwei prächtige Spanferkel gegeben.“ — **A.:** „Ah! Und wieviel Personen waren Sie denn dabei?“ — **B.:** „Zu Dreien waren wir bloß! Ich und die zwei Spanferkel.“

Sei still, mein Herz!

Es steigt mir oft aus tiefstem Innern
Ein sehnsuchtsweicher, stummer Drang;
Ein halbes Sehnen, halb Erwinnern,
Es macht mich nächtens trüb und bang,
Daß, wenn der Mond durch's Fenster leuchtet,
Das halbgeschlossene Aug' sich feuchtet
Sei still, mein Herz!

Ich möchte frei von Sorgenlasten,
In Gottes helle Welt hinaus,
Nach Jahren voll des Kampfs zu rasten;
Doch fliegt die Seele aus dem Haus,
Ruf ich zurück von ihrer Reise
Die ruhelose, spreche leise:
Sei still, mein Herz!

Bist noch nicht von dem Wahn entbunden,
Daß in der Ferne wohnt die Ruh'?
Willst von der Sehnsucht Du gesunden,
In eigne Tiefen tauche Du!
Wirst finden, daß es schon hienieden
Giebt ungebrochne Gottesfrieden —
Sei still, mein Herz!

Zweifelbige Charade.

Nie sprichst Du meine Erste aus,
Und wenn Du willst die Zweite nennen,
Such' einen Buchstaben Dir aus,
Doch mußt Du ja den rechten kennen.
Das Ganze ist ein rechtes Nichts,
Das sicher keinem frommt,
Und daß er traurigen Gesicht's,
Hoffnungsenttäuscht bekommt.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Der Frühling kommt, das Eis zergeht,
Und blaue Wellen bringt der März.
Der Frühling kommt und wieder weht,
Die Luft der Sehnsucht durch das Herz.

Die beste 27662
Harmonika-Schule
zum Selbstunterricht nach neuestem Vernysystem ist die Seith'sche Ziehharmonikaschule. Dieselbe ermöglicht das Spielen der Ziehharmonika in einigen Stunden auch wirklich korrekt zu erlernen. Nebst einer praktischen Anleitung zum Selbstreparieren der Harmonika. Mit vielen Abbildungen. — Preis zusammen nur 1.50 Mk. Reparatur-Umsätze billigt. Außerdem neue Harmonikas zu 1.80, 2.50, 3.—, 4.50, 6.—, 8.5 , 10—50 Mk. Prospekt und illustrierte Preisliste gratis und franko. Ferner Zittern von 9 Mk. an, Gitarren, Clarina's etc. Neueste Musikalien.
Franz Seith,
Münichshofen—Bayern.

SEIDEN-STOFFE für jede Mode-Toilette Saison-Toilette Ball-, Braut- und Gesellschafts-Toilette Promenaden-Toilette Reise-Toilette Haus-Toilette liefern spesenfrei ins Haus zu billigen Fabrikpreisen.
Oettinger & Co. Zürich (Schweiz.) Ma son diplomée. Muster free. umgehend. Modelbilder gratis.

Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar
Organ für Geflügel-, Vogel-, Bienen-, Hunde- u. Fischzucht. Centralblatt v. 70 Vereinen. Unentgeltlich f. jed. Thierfreund, Viehhaber u. Züchter. Inserate 15 Pfg.; durch die große Verbreitung des Blattes (Aufl. 9000 Gr.) Erfolg sicher.
Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

Solch' vorzügl. Tabak habe kaum erwartet . . . lautet tauf. Zuschrift a. B. Becker i Seeien a. S. ab. Holland. Tabak, 10 Pfd. fro. 8 M.

Für Rettung von Trunksucht!
Versend. Anweisung nach 18-jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Empfehle frko. u. Nachnahme delikt.
Käse Limburger 9 Pfd. 3 Mk. Gaud-, Postkoll 3 Mk., 100 St. Mk. 3,25.
C. Wandorff, Käseerei, Marburg 27501 (Hessen.)